BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

Frühling

Journal der
Bergischen Residenz
Refrath / Ausgabe:

№ 01 | 2019

Thema: Schule

Heike Pohl: Wenn der Schulweg ein Abenteuer ist 4
Johanna Pofahl: Schule 8
Wilma Hoffmann: Leben und Lernen in schwierigen Zeiten 10
Doris Leveling: Meine Schulzeit in Bayern 12
Christiane Loewenstein: In der Schule 16
Inge Thoma: Schneechaos am Prüfungstag 18
Susanne Rönnau, Heike Pohl: Alles Walzer! – Oder doch lieber Latein? 20
Adelheid Schneidewind: Ende gut – alles gut! 24
Ausflugstipp: Schulmuseum Bergisch Gladbach 24
Dr. Klaus Hachmann: Mein neuer Kalender 26
Heike Pohl: Valentinstag 28
Rätselhaftes: Auflösung Winterrätsel, Sudoku 28
Preisrätsel 29
Aktuelles, Termine, Veranstaltungen: 30
Impressum: 30

Editorial:

Verehrte Damen und Herren, geschätzte Leserinnen und Leser,

am Frühling durften wir in diesem Jahr bereits im Februar ausgiebig schnuppern. Vielerorts schoben sich Krokusse durchs blasse Laub und sogar Bienen und Hummeln waren im wärmenden Sonnenschein zu sehen.
Obwohl in Vorfreude auf die wärmere Jahreszeit, haben wir den BRR-Titel gebenden Frühling in diesem Jahr kurzerhand ins Klassenzimmer verlegt und uns mit dem Begriff „Schule“ befasst.
Die Schulzeit und was wir sonst noch mit dem Wort „Schule“ assoziieren, steht im Mittelpunkt dieser Ausgabe und es ist einmal mehr erfreulich und erstaunlich, wie viele Gedanken und Gefühle dieser Begriff bei Ihnen – bei uns allen – in Bewegung setzen kann. Für die ältere Generation fiel die Schulzeit zudem ja auch in jene Zeit, in der die Welt im Schutt und der Asche eines fürchterlichen Krieges versank. Und so nimmt es nicht wunder, dass sich so viele von Ihnen so ausführlich und auf so interessante Weise diesem großen Thema gewidmet haben. Und schließlich: Zur Schule sind wir ja doch auch alle irgendwann gegangen – mit Freude und manchmal auch gezwungenermaßen.
In meinem eigenen Kopf war mit dem Begriff „Schule“ eine andere schöne Phase meines Lebens präsent – ich erinnerte die Tanzschulzeit und was sich daraus für mich persönlich ergab. Aber dazu später und an anderer Stelle mehr.

„Non vitae sed scholae discimus“, schrieb der große römische Philosoph Seneca in einem Brief an einen seiner Schüler. Es sei die Schule, für die wir lernten und nicht für das Leben. Nun ja – mit der lateinischen Sprache stand ich persönlich sehr auf Kriegsfuß und ich habe in diesem Fach tatsächlich auch mal eine Fünf im Zeugnis gehabt. Meine Übersetzungen seien „eigenwillig“ gewesen, schrieb unsere Lehrerin unter meine Arbeiten. Und so ist es (meiner ganz persönlich Meinung nach) kein Wunder, dass es genau die Umkehrversion jener Zeilen aus berufenem Munde ist, die schließlich zu Berühmtheit kam. „Nicht für die Schule lernen wir, sondern fürs Leben“, so steht es über den Portalen vieler Bildungsinstitute in Stein gehauen. Wer, wann und warum Senecas Schlussnote in ihr Gegenteil kehrte, das ist nicht bekannt. Aber bewiesen hat sich das zweifellos und nicht zuletzt die feinen Texte dieser Ausgabe sprechen für die Richtigkeit dieser Umkehrthese.

Eher selten liest man über den Lehrstoff, erinnert sich der Mensch an Formeln, Formen und Lehren, an das Wissen selbst, wenn man an ihn nach seiner Schulzeit befragt. Immer aber sprechen die Befragten von Mitschülern und von Lehrern, erinnern sich an Feind- und Freundschaften, an Werte, an das soziale Gefüge, dessen Teil sie einmal gewesen sind und daran, was die Schulzeit für ihr Leben zu bedeuten hat. Ich lade Sie nun herzlich ein, uns auf diese Reise in die Vergangenheit zu begleiten.

Und nicht zuletzt wünsche ich uns allen eine angenehme und freundliche Frühlingszeit.

Herzlichst, Ihre

Susanne Rönnau
Direktorin und Herausgeberin

Das Thema:

Wenn der Schulweg ein Abenteuer ist.

von Heike Pohl

Vidal ist 12 Jahre alt und lebt in Peru, auf einer Insel aus Totora-Schilf, mitten auf dem riesigen Titicacasee. Der peruanische Junge gehört zum Volk der Uro und sein Leben ist auch sonst sehr ungewöhnlich, denn sein Schulweg ist abenteuerlich. Jeden Tag rudern er und seine Mitschüler mit kleinen Booten aus Schilf zwei und mehr Stunden lang über den See, um zur Schule zu gelangen, die ebenfalls auf einer Schilfinsel mitten auf dem See gebaut ist. Und am Nachmittag rudert Vidal wieder zwei Stunden lang zurück. Der Junge ist trotzdem überzeugt: „Ich nehme diesen Weg jeden Tag auf mich, damit ich studieren kann. Und der Gedanke daran macht mich einfach glücklich.“ Vidal möchte später einmal Ingenieur werden.

Jeden Tag steht der Junge um 5 Uhr morgens auf. Dann fährt er vor der Schule mit dem Boot die Fischernetze ab um zu schauen, ob die Familie Fisch gefangen hat. Das Wasser im Titicacasee ist ungefähr 11 Grad kalt und die Kinder lernen früh zu schwimmen. Selbst wenn sie es gut können, leben ihre Eltern mit der Angst, ihnen könne auf dem Schulweg etwas geschehen. Bei diesen niedrigen Wassertemperaturen würden ihre Kinder, falls sie hineinfallen sollten, schnell auskühlen und dann ertrinken.

Selbst bei ruhigem Wasser und kaum Wind ist das Rudern schon sehr anstrengend. Wenn auf dem See aber erst Wellen aufkommen und mit Wind und manchmal sogar Sturm zu kämpfen ist, dann wird es so anstrengend, dass Vidal und die anderen Kinder am Nachmittag völlig erschöpft nach Hause kommen.

Vidals Schulweg und der vieler anderer Kinder überall auf der Welt wird in der eindrücklichen Dokumentationsreihe „Die gefährlichsten Schulwege der Welt“ vorgestellt.

Vidal und seine Freunde leben über 11.000 Kilometer entfernt von uns. Und auch dort gehen Kinder einer Sache am liebsten nach:

Sie spielen gerne mit ihren Freunden. Auch darum freuen sich Vidal und die anderen jeden Tag auf die Schule und den Unterricht, wo sie in Fächern wie Mathematik, Erdkunde, Schreiben und Lesen ihr Können beweisen müssen.

Ob in Nicaragua, Mexico, Kolumbien, Nepal, dem Himalaya, in Äthiopien oder Sibirien, der Mongolei, Papua-Neuguinea oder in vielen anderen Ländern – es ist so erstaunlich wie bemerkenswert wie ungewöhnlich, welche Strapazen und Anstrengungen tausende Kinder täglich auf sich nehmen müssen und sogar wollen, um zu ihren Schulen zu gelangen. Bildung ist der Weg aus der Armut und weckt die Hoffnung, eines Tages ein besseres Leben führen zu können. Das wissen die Menschen auch in den entlegensten Winkeln unserer Erde. Und so durchqueren ihre Kinder täglich reißende Flüsse, wandern schmale, abschüssige Pfade entlang, stapfen durch Eiseskälte und tiefen Schnee, hangeln sich Leitern hoch und erklimmen etliche Höhenmeter, balancieren über marode Hängebrücken oder hangeln sich an blanken Felsen empor. In 13 Folgen zeigt die Filmreihe auch, was sie nicht zeigt: Den im direkten Vergleich unsagbaren Luxus deutscher – europäischer – Schulkinder, die von ihren oft überfürsorglichen Eltern am liebsten mit dem Auto im Klassenzimmer abgeladen würden, ja die Selbstverständlichkeit, mit der Bildung bei uns für alle erreichbar ist.

Irgendwo im bolivianischen Dschungel, weit abgelegen von der Zivilisation, leben die beiden Schwestern Helen und Mariela. Die Größere von beiden, Helen,

möchte Ärztin werden und „den Menschen schöne Zähne machen“, sagt sie. Die beiden Mädchen wachsen ohne Vater auf, die Mutter versorgt und ernährt ihre Töchter alleine. Um zur Schule zu gelangen, müssen die Kinder zweieinhalb Stunden lang über Stock und Stein und zu Fuß durch den Dschungel laufen. Allein schon ihr Schulweg macht sie unendlich müde. Bei ihrer Schule angelangt, sind die Schwestern eigentlich schon völlig erschöpft, doch der Wunsch zu lernen ist groß genug, um diese Strapazen auf sich zu nehmen. Und der Tag fängt für die Schülerinnen erst richtig an, wenn sie die Klinke zum Klassenzimmer runterdrücken.

In Oimjakons in Jakutien, im Herzen Sibiriens, befindet sich der kälteste bewohnbare Ort der Erde. Das Dorf zählt 500 Einwohner und deren ganzer Stolz ist die 12 Kilometer entfernt gelegene Schule. Dort unterrichten 25 Lehrerinnen und Lehrer gerade einmal 118 Kinder, das sind Zahlen, von denen wir hier bei uns nur träumen können. Aber: In den vielen Wintermonaten zählt man in Oimjakons durchschnittlich minus 40 Grad Celsius und bei dieser Eiseskälte wird alles Alltägliche zu einer ganz besonderen Herausforderung – so auch der Weg der Kinder zur Schule. Anstelle von fließendem Wasser holt die Mutter des 7-jährigen Aljoscha jeden Morgen Eisblöcke aus dem nahen Fluss und taut sie auf dem Herd auf. Aljoscha macht Katzenwäsche, flitzt durch zwei Türen hinaus in die lebensfeindliche Kälte und aufs Plumpsklo und wieder zurück in die warme Stube. Kältefrei gibt es in Oimjakons erst ab minus 54 Grad Celsius. Und Aljoscha und seine Schulkameraden müssen mollig mit Pelzen, Mützen und Gesichtsmasken bekleidet, durch Kälte und Schnee den Bus erreichen. Nur wenige Minuten in der unvorstellbaren Kälte genügen, einen kleinen Körper auszukühlen und ihn in Lebensgefahr zu bringen. Das Wissen darum lässt die Eltern der Kinder Tag für Tag in Sorge zurück.
Mariela und Helen, Vidal und seine Freunde, Aljoscha und seine Mitschülerinnen und Mitschüler – alle Kinder eint der Wille, unter allen Umständen zur Schule zu gehen. Schwänzen kommt diesen Kindern erst gar nicht in den Sinn. Dass sie zur Schule gehen können, betrachten sie als großes Geschenk.
Vor diesem Hintergrund sind hiesige Diskussionen über gleiche Bildungschancen noch einmal mit ganz anderen Augen zu betrachten. Da ist erst recht kaum mehr zu begreifen, dass sogar in einem reichen Land wie Deutschland noch immer die Herkunft Einfluss auf die Bildungschancen hat, wenngleich er immer schwächer wird. Laut einer Studie der OECD besuchen bei uns aber immer noch 46 Prozent der Kinder sogenannte benachteiligte Schulen, bei denen die soziale Durchmischung noch immer nicht gut gelungen ist.

„Lieber sechs Stunden Schlaf als gar keine Schule“, lautet ein über Schülergenerationen hinweg immer wieder gern zitierter Kalauer, der sich zusammen mit so vielen anderen despektierlichen Statements über die Schulzeit und der ganzen Koketterie europäischer Schulmüdigkeit erbärmlich ausnimmt vor dem Willen jener Kinder, die so viel auf sich nehmen, um eines zu dürfen – zu lernen, sich zu bilden und mit ihrem Willen und ihrem Fleiß ihre Zukunft zu bestimmen.
Vielleicht ist das ähnlich wie bei den Kindern von gestern, die in dieser Ausgabe über ihre Schulzeit erzählen und davon, wie sie sogar in Kriegs- und größten Krisenzeiten auf ihren Schulbänken ausharrten und dem täglichen Wahnsinn mit dem Willen zu lernen trotzen.

Thailändische Kinder auf dem Nachhauseweg

Das Thema:

Schule.

von Johanna Pofahl

© Fotos: Johanna Pofahl, Privatarchiv

Das Wort Schule war schon in der Antike bekannt. Es geht auf die Schule der Philosophen zurück, einer kleinen Gruppe Gelehrter, die ihr Wissen an privilegierte Schüler weitergaben. Es bedeutet „lehren“ und „lernen“ und das hat sich bis heute auch nicht geändert. Aus dem Mittelalter sind dann die Klosterschulen bekannt. Der Begriff Schule für jedes Kind im Alter von 6 bis 14 Jahren entsteht zur Zeit der Aufklärung, stößt aber auf großen Widerstand, da Kinder zu dieser Zeit als Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Erst im 19. Jahrhundert wird die Schulpflicht eingeführt. Das bedeutete, dass jede Gemeinde eine Schule einzurichten hatte. So entstand die Dorfschule (Volksschule). Aber auch da gab es noch Schwierigkeiten: Aus Erzählungen meiner Eltern weiß ich, dass man zu ihrer Schulzeit Kinder zur Erntezeit noch von der Schulpflicht befreien lassen konnte.

Unsere Dorfschule war auf einem Gemeindegrundstück gebaut, mit einem großen Klassenraum und einer Wohnung für den Lehrer. Dazu gehörten noch Stallungen, ein Garten und Ländereien, denn ich glaube, die Gemeinde musste auch für den Unterhalt des Lehrers aufkommen.

Meine Schulzeit begann 1937: Wir waren 25 bis 30 Dorfkinder aus verschiedenen Jahrgängen, die in allen Fächern in einem großen Klassenraum unterrichtet wurden. In der heutigen Zeit fragt man sich, konnten denn diese Kinder auch etwas lernen? Ja – sie konnten, denn alles ist eine Frage der Organisation. Viele Fächer haben fast den gleichen Lehrstoff und so konnten auch die Kinder, denen das Lernen schwer fiel, dem Unterricht folgen. Natürlich gab es auch bei uns Kinder, die sich unterfordert fühlten und dann Unruhe stifteten. Für sie hatte unser Lehrer Herr Saß

Foto links:
Die Schule in Neukoprieben
(das Bild stammt aus den
90er Jahren)

(der Herr auf dem Gruppenfoto) eine Aufgabe bereit. Er setzte sie als Lehrkraft für die ersten Klassen ein. Sie waren beschäftigt, sehr stolz, diese Aufgabe zu erfüllen, und mussten sich dann anstrengen, ihrem eigenen Lehrstoff zu folgen. Das hat sehr gut geklappt. Das Problem war gelöst. Einige gute Lehrer sind daraus hervorgegangen (drei der vier Kinder aus der obersten Reihe wurden später Lehrer).

Lehrer, die in allen Fächern unterrichten konnten, wurden sowohl von den Eltern als auch von den Kindern akzeptiert und respektiert. Mein Pech war die Kriegszeit. Die letzten zwei Jahre war die Schule für mich durch Lehrermangel und Flüchtlingstrecks aus Ostpreußen oft unterbrochen. Da bei uns der Krieg schon im März 1945 beendet war, kam es zu keinem Schulabschluss mehr, und das konnte ich dann auch später nicht nachholen, da ich zu alt geworden war. Mein Berufswunsch, Kindergärtnerin zu werden, war ohne Schulabschluss und ohne Lehre unmöglich geworden. So musste ich meinen Lebensunterhalt mit Arbeiten in der Landwirtschaft, im Haushalt und in der Näherei verdienen. Erst als in den 1960er-Jahren das Pflegepersonal in den Krankenhäusern knapp war, bekam ich die Möglichkeit als Krankenpflegehelferin einen anerkannten Abschluss zu machen.

Eine neue Schulzeit begann. Nach einem guten Abschluss als Krankenpflegehelferin begann die Schwesternschule. Ja, wer hätte gedacht, dass man mit fast vierzig Jahren noch einen guten Abschluss machen kann, der auch noch meinem ersten Wunsch nahekam, wenn auch mit einem anderen Personenkreis. Ich denke, ohne eine gute Grundschule hätte ich das nicht geschafft.

Schulausflug nach Bad Polzin

Mein erster Schultag

Heute macht man sich immer noch Gedanken über das richtige Schulsystem. Meine Ansicht ist: Bei einer guten Grundschule, mit Eltern, die nicht aus jedem Kind einen Abiturienten machen wollen, guten Lehrern, Kindern, die auch ohne Handy und Google zu einem Ergebnis kommen, müsste doch eine gute Schule möglich sein. Nicht jeder muss studieren, und lernen kann man bis ins hohe Alter. Selbst im Gedächtnistraining in der Residenz lernt man noch eine ganze Menge dazu.

© Fotos: Johanna Pofahl, Privatarchiv

Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir.
Seneca. röm. Philosoph

Das Thema:

Leben und Lernen in schwierigen Zeiten.

Erinnerung an einige skurrile Pädagogen, die ich auf meinem Bildungsweg traf.

von Wilma Hoffmann

Ich gehöre zum Jahrgang 1934 und meine Kindheit war überschattet von den Bombenangriffen über Köln im 2. Weltkrieg.

Am 1. April 1940 sollte ich eingeschult werden. Das konnte aber zunächst nicht erfolgen, weil die zuständige Schule in der Nacht zuvor durch Bomben weitgehend zerstört worden war. So kam es, dass mein erster Schultag in einer Ausweichschule begann.

Im Laufe des Krieges habe ich verschiedene Volksschulen besucht, während mein älterer Bruder bereits mit elf Jahren und auch später mit der gesamten Lehrerschaft seines Gymnasiums in ein KLV-Lager evakuiert wurde. Auch ich war zeitweise von meiner Familie getrennt, denn meine Eltern schickten mich zu Verwandten, damit ich die nächtlichen Bombenangriffe nicht ertragen musste. Meine schönste Zeit war einige Monate in Berlin. Unsere Lehrerin war das von den Schülern sehr verehrte Fräulein M. Ihr Steckenpferd war die Heimatkunde. Sie unternahm mit uns viele Ausflüge in die reizvolle Umgebung von Berlin, das damals, zu Beginn der 40er-Jahre, noch unzerstört war. Als mein Vater mich besuchte, durchstreiften wir per S- und U-Bahn die Stadt, sodass ich Berlin gut kennen- und lieben lernte, und das ist auch heute noch so. Dann holte mich meine Mutter ab, denn mein Onkel und seine Familie sollten nach Prag versetzt werden, und auch Berlin wurde zunehmend unsicherer. Wir blieben zunächst in Köln, und ich besuchte wieder eine andere Schule. Ich ging in die dritte Klasse und war acht Jahre alt. Das ältliche Fräulein K. war nun meine Lehrerin. Einmal in der Woche war Schönschreiben mit Tinte und Feder angesagt. Wer kleckste, bekam leichte Hiebe und – natürlich – traf es mich fast immer.

Bald wechselten meine Mutter, mein Bruder und ich wieder den Standort. Mein Vater blieb in Köln. Unsere Wohnung war noch unzerstört. Mit der Firma musste mein Vater dauernd umziehen, da die Firmenräume häufig durch Bomben zerstört wurden. Wir landeten bei Großtante Hanna in Dillenburg. Wieder eine andere Schule. Und hier trat Lehrer R. in mein Leben, ein älterer Herr mit einem Rohrstock. Seine Liebe galt dem Kopfrechnen mit dem großen Einmaleins. Für mich ein Alptraum. Wem die richtige Lösung nicht einfiel, der bekam ein paar Schläge mit dem Stock auf die Hände. Meine Mutter spazierte mit mir durch den Wald rings um Dillenburg, um zu üben. Da wir meistens allein waren, konnten wir auch laut werden. Nach einiger Zeit kehrten wir nach Köln zurück. Das Leben dort wurde immer schwieriger, die Luftangriffe häuften sich, und im März 1944 zogen wir alle nach Mendt, ein Dorf mit 18 Häusern in der Nähe von Hennef. Mein Vater hatte eine kleine Wohnung in einem Bauernhaus gefunden. Mutter und Tochter Halm betrieben eine Mini-Landwirtschaft mit vier Kühen, einem Schwein und vielen Obstbäumen.

Über die Hilfe meiner Eltern waren sie sehr froh, und natürlich hatten wir genug zu essen. Während mein Bruder noch einige Zeit mit der Bahn nach Siegburg zum Gymnasium fahren konnte, lernte ich mit 10 Jahren eine Zwergschule kennen, zwei Kilometer Fußmarsch von unserem Bauernhaus entfernt.

Alle acht Klassen in einem Raum, aber nicht überfüllt, denn es gab nicht viele Schüler. Der Lehrer zog die besseren Schüler zum Unterricht mit heran, und so kam es, dass ich mit der achten Klasse Lesen und Schreiben übte, höchst erstaunt darüber, dass nur sehr stockend gelesen wurde, hatte ich doch die ausgelagerte Bibliothek eines Kölner Studienrates bereits ziemlich durchforstet.

Alles in allem fühlte ich mich in unserem Dorf wohl. Als Stadtkind lernte ich das bäuerliche Leben kennen, und ich hatte viele Freunde. Nur beim Kühehüten mussten mein Bruder und ich uns vor Tieffliegern schützen, die gnadenlos Mensch und Tier beschossen. Im März 1945 kam dann der Krieg auch zu uns, in Form von Flammenwerfern im Garten und Artilleriebeschuss, sodass wir alle zeitweise im Keller lebten. Aber Anfang April war dann in Mendt der Krieg vorbei und die Soldaten der US-Army zogen bei uns ein. Ende Mai durften wir nach Köln zurückkehren. Unsere Wohnung stand noch, Strom und Wasser gab es nicht. Auch Lebensmittel waren knapp, irgendwie musste man sich versorgen. Meine Mutter hatte mich noch vor unserem Umzug nach Mendt im Hildegardis-Lyzeum anmelden können und nach einer privaten Vorbereitungszeit wurde ich dort aufgenommen. Ich konnte die erste Klasse überspringen und begann in der Quinta, so hieß das damals. Wir teilten uns das Gebäude mit dem Apostel-Gymnasium, einer Jungen-Schule. Das bedeutete im Wechsel Vor- und Nachmittagsunterricht. Im Schulhof wurde eine Mauer errichtet, damit es ausgeschlossen war, dass beide Geschlechter aufeinander trafen. Das Tragen von langen Hosen war für uns Mädchen verboten. Da es noch keine Schulbücher gab, machte uns Fräulein K., eine ältliche Studienrätin, die wohl vor dem Krieg Griechenland bereist hatte, mit Homer bekannt. Sie trieb noch Exemplare von *Ilias* und *Odyssee* auf, und so erfuhren wir alles über den Trojanischen Krieg. Einen Krieg der Neuzeit hatten wir ja schon hinter uns. Ich muss gestehen, mir gefielen die antiken Helden, die heute wohl nur noch in einer Quiz-Show erwähnt werden.

Und dann der Französisch-Unterricht! Unsere Lehrerin, eine füllige Dame, in der Schule respektlos nur als „die Wutz“ bekannt, ließ eine Karte von Frankreich aufhängen, und lange übten wir im Chor: Es gibt vier große Flüsse in Frankreich das sind... usw. Natürlich paukten wir auch intensiv Grammatik und mussten Fabeln von La Fontaine auswendig lernen.

Konversation wurde nicht geübt. Unser Latein-Lehrer sah aus wie Gandhi und wir nannten ihn auch so. Er kam mit uns schlecht zurecht, und wenn wir zu viel lärmten, stand er den Rest der Stunde schweigend am Fenster, mit dem Rücken zu uns. Meine Freundin und ich lasen Karl May. Dann überraschte er uns doch, als er zur Karnevalszeit einmal einige Lieder ins Lateinische übersetzt hatte. So sangen wir fröhlich „Es war einmal ein Husar“ auf Latein. Der Mann hatte also Humor und ab da wurde es besser.

Die Schuldirektorin Frau Dr. B. wirkte wie die Leiterin eines früheren vornehmen Mädchenpensionats. Ihr meist weißes Kleid endete an ihren Knöcheln, dazu trug sie Schnürstiefeletten, aber nicht solche, wie sie heute modern sind. Ihre Liebe galt zwei Veranstaltungen, die jährlich in der Aula stattfanden. An alle Schülerinnen der Mittelstufe wurde ein Blatt mit mehreren Gedichten verteilt, die wir auswendig lernen mussten.

Vor Beginn der Sommerferien versammelten wir uns in der Aula. Es gab für jede Klasse einen Korb mit Losen, auf denen Namen und die Titel der Gedichte standen. Je Klasse wurden zwei Lose gezogen. Wir zitterten, wen das Los wohl treffen würde, ein Gedicht vorzutragen. Vom hilflosen Gestammel bis zum perfekten Vortrag der Streber konnte man alles vernehmen. Die zweite Vorliebe von Dr. B. betraf die Oberstufe. Es sollten Theaterstücke aufgeführt werden und zwar nicht die bekannten Klassiker. Zu meiner Zeit wurden Teile aus der *Göttlichen Komödie* von Dante dargeboten. Das Einstudieren und Proben muss viel Zeit gekostet haben. Die gezeigte Aufführung in der Aula war hervorragend. Wie der Trojanische Krieg ist wohl auch die *Göttliche Komödie* nicht mehr allzu vielen bekannt – nur den damaligen Töchtern vom Lyzeum der Heiligen Hildegard.

Auf Wunsch meiner Eltern verließ ich mit der Mittleren Reife das Lyzeum, um eine zweijährige Ausbildung an der Höheren Handelsschule zu beginnen. Leider war diese Schule auch nicht ganz frei von skurrilen Pädagogen. Ich schloss mit dem Handelsabitur ab und der Weg in den Beruf konnte beginnen, für den ich aber gut ausgebildet war.

Schmunzeln sei erlaubt über die damalige Pädagogik. Aber leider entspricht alles der Wahrheit. Und schließlich sind Erinnerungen dazu da, um bewahrt zu werden Die Schüler heute stehen unter großem Druck und müssen sehr viel lernen, um später erfolgreich zu sein. Stimmt also der eingangs zitierte Spruch noch? Unbedingt.

Und wir Oldies? Da gibt es nichts mehr, was einfach zu bedienen ist – von der Waschmaschine bis zum Telefon, denn wir leben digital. Und soweit unser Kopf es noch zulässt, passen wir uns an. Denn nur, wenn wir die Dinge beherrschen, können sie uns auch von Nutzen sein. Für das Leben lernen, bedeutet heute lebenslang.

© Zeichnung: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Max_und_Moritz_(Busch)_040.png

Das Thema:

Meine Schulzeit in Bayern.

von Doris Leveling

Da ich 1935 in Köln geboren wurde, sollte man eigentlich annehmen, dass mein erster Schultag in Köln stattgefunden habe. Aber das Schicksal, d.h. die Politik veränderte alles, unser Leben, meine Kindheit und auch meine Zukunft.

Als im September 1939 die Sirenen heulten und die ersten Bomber ihre todbringende Fracht über Köln abluden, beschlossen die damaligen Stadtväter, alle Mütter mit Kleinkindern zu evakuieren. Es war Zufall, wohin man geschickt wurde.

Der Zufall hatte es gut mit uns gemeint, denn wir landeten in der friedlichsten und schönsten Gegend Deutschlands. Wir wurden einem kleinen Dörfchen in Oberbayern am Chiemsee zugewiesen, das am Fuß der Alpen liegt. So hatte ich plötzlich all das, was sich ein Kind nur wünschen kann: einen See zum Baden und Berge für Klettertouren.

Meine Mutter und ich wurden einem Bauernhof mit vielen Tieren aller Art zugeteilt. Die Familie empfing uns sehr freundlich und überließ uns ein Zimmer mit Blick auf die Alpen. Die einzige Tochter Käthi war zwei Jahre älter als ich und ging schon zur Schule. Sie weihte mich in alles ein, was Haus, Hof, Stall und Scheune betraf. Ich folgte ihr auf Schritt und Tritt und war so bald mit allem vertraut. Am glücklichsten war ich über all die Tiere, die ich als Stadtkind nur aus Büchern kannte. Die „fremde“ Sprache (Bayrisch) machte mir keine Schwierigkeiten.

Nur wenn der Bauer manchmal wütend wurde und ein störrisches Viech anschrie mit typisch bayrischen Kraftausdrücken, die ich nicht kannte, merkte ich, dass ich noch viel lernen musste.

Dann, 1941, näherte sich der Tag meiner Einschulung. Da Kriegszeit war, was auch die Bauern zu spüren bekamen, musste einiges für diesen Tag gekauft oder besser „besorgt“ werden. Man forschte bei älteren Verwandten nach Dingen aus deren Schulzeit. Weggeworfen, wie es heute üblich ist, wurde nichts. „Das konnte man ja noch mal gebrauchen.“ So wurde ich mit gebrauchten Schulsachen versorgt, mit einem alten Ranzen, einer zerkratzten Schiefertafel, einer Griffeldose mit angespitzten Griffeln, einem zerbeulten Schwammdöschen mit Schwämmchen und zwei neuen handgehäkelten Tafellappen, die am Ranzen baumelten. Man zog mir das einzige Sonntagskleid an. Die Tante der Bäuerin hatte mir dazu passend extra ein neues, hübsches Jäckchen mit Muster gestrickt. Das Flüchtlingskind sollte doch anständig aussehen zwischen den Bauernkindern.

Der Tag selbst verlief wie jeder andere. Die Erwachsenen gingen ihrer täglichen Arbeit nach: Melken, Stall ausmisten, Kühe auf die Weide treiben, Hühner und Schweine füttern, wobei auch meine Mutter mit eingebunden war und keine Zeit für mich hatte. Käthi war schon auf dem Schulweg, da sie schon im 3. Schuljahr war. Ich ging also an der Hand eines Nachbarbuben, der wie ich in die 1. Klasse kam, den Berg hinauf zur Schule, die neben der Kirche lag. Den Weg kannte ich von den sonntäglichen Kirchgängen.

Der Weg hinauf zur Schule war ein sanft ansteigender Bergpfad, der durch bunte Wiesen führte, vorbei an blühenden Sträuchern, immer am Waldesrand entlang. Als wir höher kamen, tauchten die ersten Häuser von Hittenkirchen auf und kurz danach der spitze Kirchturm der Dorfkirche. Oft nahmen wir die Abkürzung über den Friedhof, der die Kirche umschloss, was allerdings verboten war. Wir erreichten so schneller das Schulgebäude, das sich direkt hinter der Kirche befand.

Auch hier wurde an meinem 1. Schultag keine besondere Notiz von den Neulingen genommen. Es waren ja höchstens vier oder fünf, davon drei Flüchtlingskinder. Sie waren zu der Zeit nichts Besonderes, sondern eine akzeptierte Normalität.

Die übrigen Kinder von den umliegenden Bauernhöfen kamen und gingen zu unterschiedlichen Zeiten, da ja acht Jahrgänge, also 51 Kinder von sechs bis hin zu vierzehn Jahren in einem Raum von nur einer Lehrkraft unterrichtet wurden. Ich erinnere mich an eine junge Lehrerin, bei der es manchmal recht

© Sämtliche Fotos links und rechts: Doris Leveling, Privatarchiv

chaotisch zuging. Die großen Buben aus der 8. Klasse gehorchten nicht immer. Dann kam auch schon mal das Lineal auf der ausgestreckten Hand zum Einsatz! Die schlimmere Strafe aber erfolgte stets mittags zu Hause bei den Übeltätern. Obwohl es noch kein Handy gab, wussten die Mütter vor deren Eintreffen bereits, was vorgefallen war. In einem kleinen Dorf wusste jeder über jeden sofort Bescheid. Die Väter dieser Kinder waren fast alle im Krieg. Also lag die Erziehung allein bei den Müttern, die dazu noch einen Hof zu bestellen hatten. Der Lehrer war damals noch eine Respektsperson. Im Unterricht zu stören, das ging gar nicht und wurde zu Hause entsprechend bestraft.

Der Heimweg war im Winter das größte Vergnügen für uns. Wir banden unsere mitgebrachten Schlitten aneinander und sausten mit Geschrei ins Tal. Dabei gab es häufig auch blaue Flecken oder Schlimmeres. Das Schlimmste aber, das dabei passieren konnte war, dass die Schiefertafel zerbrach. Um mit viel Glück eine neue zu bekommen, musste man in die nächste Kreisstadt fahren. Ich hütete meine Tafel wie ein Heiligtum, denn ich fürchtete die strafende Hand meiner Mutter. Ich musste aber mit der Zeit einsehen, dass Schiefertafeln sich keiner langen Daseinserwartung erfreuen.

Ich freute mich immer sehr, wenn mein Vater Urlaub bekam und mir mit viel Fantasie selbsterdachte Märchen erzählte oder mir die Sternbilder am Himmel erklärte. Das waren für mich die glücklichsten Momente meiner Kindheit in Bayern.

1945 kehrten wir in ein völlig zerstörtes Köln zurück. Für mich war das die Vertreibung aus dem Paradies ins Chaos. Meine Kindheit war damit zu Ende und es begann der Kampf ums Überleben.

Das Leben geht weiter.

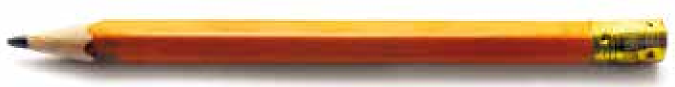
Ich war bei Kriegsende zehn Jahre alt und kam sehr bald auf das einzige nicht zerstörte Mädchengymnasium, rechtsrheinisch in Köln-Mülheim. Der schwierige Schulweg führte durch Trümmer und eingestürzte Bahnüberführungen. Was für eine hässliche Welt musste ich jeden Tag erleben. Umso sehnsüchtiger dachte ich zurück an die Schönheit Bayerns.

Trotz allem brach der Kontakt zu meinen Freunden in Süddeutschland nicht ab. Nun begann neben den Schularbeiten ein eifriges Briefeschreiben. Käthi berichtete mir, was sich im Dorf seit meiner Abreise verändert hatte und ich war bestens informiert.

Ich weiß nicht genau, wie alt ich war, als ich selbstbewusst und mutig zum Personalbüro von C&A gegangen bin, um nach einem Ferienjob für Schüler zu fragen. Ich erhielt ohne Bedenken für die nächsten Osterferien (drei Wochen) den Job einer Aushilfsverkäuferin. Ich erhielt pro Tag 10 DM und verkaufte in dieser Zeit Blusen. Mit dem verdienten Geld fuhr ich in den Sommerferien natürlich an den Chiemsee.

In den folgenden Jahren, auch während meines Studiums, arbeitete ich weiter zeitweise als Verkäuferin bei C&A oder gab Nachhilfestunden in Englisch an der Schule meines Vaters.

So schaffte ich es, jedes Jahr zu meinem geliebten Chiemsee zurückzukehren.



Brotbox 2019

Das Thema:

In der Schule.

von Christiane Loewenstein

Als dieses Thema für unser Journal vorgestellt wurde, dachte ich so bei mir: In die Schule bist du immer gerne gegangen und die Schule hat dir auch auf eine gewisse Weise die „Kölschen Tön“ schmackhaft gemacht.

Ich kann mich noch sehr gut erinnern, als ich in die dritte Klasse wechselte. Das war 1972/73. Wir bekamen für die nächsten zwei Jahre eine neue Lehrerin. Sie lehrte vorher an einer städtischen Grundschule im Kölner Süden hieß Frau Neuenhaus. Sie war schon über 60, dunkle gelockte mittellange Haare, klein von der Statur und pummelig gebaut. Ich schaute sie mir genau an. Sie trug eine breite Hornbrille, wie es in den 70er-Jahren modern war, die sie oft mit ihrem Handrücken zurück auf die Nase schob, wenn sie rutschte. Sie unterrichtete Rechnen, Deutsch, Geschichte und Musik. Als sie sich vorstellte, hatte sie einen kleinen Stab in der Hand, wechselte ihn von der Linken in die Rechte und umgekehrt, dann sagte sie mit energischer aber liebenswürdiger Stimme:

„So meine lieben Kinder, ich werde euch für zwei Jahre durch euer Schülerdaseins begleiten, wir werden gute und auch weniger gute Zeit miteinander verbringen, ich möchte euch etwas beibringen und ihr werdet lernen.“ Dabei zog sie an dem kleinen Stab der länger wurde, schob die Tafel herunter klappte sie auf und schlug mit dem Stab auf ihren Namen. „Ich bin Frau Neuenhaus und dieser Stab ist Herr Julius“. Dabei fuchtelte sie mit „Herrn Julius“ hin und her.

Eine lehrreiche Zeit begann. Wir mochten Frau Neuenhaus und sie mochte ihre Schüler. Wenn sie merkte, dass das Lernen uns Schülern schwer fiel und die Luft raus war und nichts mehr in unsere Köpfe hineinpasste, ging sie an den Schrank, nahm ihr Akkordeon heraus und spielte ein paar Lieder und wir sangen dazu. Zuerst sangen wir Volkslieder. Eines Tages verteilte Frau Neuenhaus Texte, die etwas schwer zu lesen waren. Sie fragte in die Klasse, ob jemand wüsste was das für eine Sprache sei. Es meldeten sich ein paar Schüler und jeder hatte eine andere Meinung. Russisch, Italienisch und auch Englisch waren die Antworten. Da nahm sie „Herrn Julius“ heraus, schlug ihn auf das Pult und sagte: „Mensch Kinder‘s, datt is Kölsch, ür Muttersproch, un die un e paar Leedcher vom Willi Ostermann breng ich üch bei.“

Das erste Lied, das wir lernten und das zu meinem Lieblingslied wurde, war von Willi Ostermann: „Kutt erop! Kutt erop! Kutt erop! Bei Palms do es de Pief verstopp. Et hät die ärm Frau Palm die ganze Stuff voll Qualm. Kutt erop! Kutt erop! Kutt erop!“ Wir sangen es mit so viel Freude, das merkte gleich ein jeder. Als ich von der Schule nach Hause kam, fragte Mama mich: „Na mein Schatz, wie war es denn heute in der Schule?“

Ich warf meinen Ranzen in die Ecke, setzte mich an den Küchentisch und plapperte drauf los: „Du Mama, Frau Neuenhaus bringt uns in unserer Muttersprache neue Lieder bei, heute haben wir auch schon eines gelernt und ich finde es prima. Es handelt davon, dass ein paar Jungen ein paar nasse Lappen in ein Ofenrohr gestopft haben und es fürchterlich in der Wohnung von der Frau Palm gequalmt hat, dadurch kam die Feuerwehr herbei und hat die Bescherung entdeckt. Und die Frau Palm stand am Fenster und hat immer gerufen.“

Als ich das meiner Mutter erzählt hatte, setzte sie sich zu mir an den Küchentisch und begann zu singen. Ich schaute sie ganz verdutzt an und fragte: „Woher kennst du das Lied?“

Meine Mutter lachte und sagte zu mir: „Ach mein Schatz, das hat uns unser Lehrer auch in der Schule beigebracht und noch viele, viele Lieder dazu, aber lass dich überraschen.“

Und ich habe mich überraschen lassen, und es war einfach nur schön. Immer wenn Frau Neuenhaus uns neue Lieder von Willi Ostermann beigebracht hatte, hüpfte mein Herz und das ist bis heute so geblieben. Die Kölsche Mentalität hat sich bei mir in der frühen Schulzeit schon eingeschlichen, und dank Frau Neuenhaus und meiner Mutter habe ich sie bis heute beibehalten.

Die Schulzeit ist eine schöne Zeit, nur leider, wenn ich von heute ausgehe, viel zu kurz. Was würde ich darum geben, noch einmal die Schulbank drücken zu können. Wir mussten viel lernen, so wie alle Kinder lernen müssen, ob es meine Eltern waren oder meine Kinder oder ich. Jede Zeit hatte ihre Reize und jede Zeit war für jeden in diesem Augenblick der besondere Moment seiner einzigartigen Schulzeit.

Christiane Loewenstein ist seit 2013 Rezeptions-Mitarbeiterin in der Bergischen Residenz

Die Wienanz han ‚nen Has‘ em Pott
Willi Ostermann (1912)

Em Laurenzgittergäßge, do eß bekränz en Huhs.
Am ehzte Stock vun bovve kütt decke Qualm eruhs.
Die Kinder sin am springe un zweschendurch wie doll
„Ja beim Souper“ am singe, en „a“, en „b“ un „moll“.
Was mag das für ein Juja sein, en Freud un‘ nen Buhei.

Die Wienanz han ‚nen Has‘ em Pott, miau, miau, miau.
Dä Höövelmanns ihr Katz es fott, miau, miau, miau.
Dat Dhier dat sohß noch gester Naach, miau, miau, miau,
met sengem Bräutigam om Dach, miau, miau, miau.

Der Has, dä jetz em Kessel als Broode log zoräch,
dä hat des Ovends vörher ‘ne Schoß mém Bässen kräg.
Natürlich wor för immer des Naaks jetz en d‘r Kall
et met de Randewühzger un met d‘r Liebe all.
Broch och däm ärmen Dhier et Hätz die Haupsaach dobei eß:

Die Wienanz han …

Wat wor dat för e Kische un Rötsch op de Bänk.
Denn en d‘r Schull die Pute, dat Laache nohm kein Engk.
Der Lehrer wor am schänge: „Wollt Ihr wohl ruhig sein,
was habt Ihr denn heut morgen, was fällt euch Bengels ein?
Do sung dä kleine Färdenand, met im die ganze Klaß:

Die Wienanz han …

Esu en Feßlichkeite, die sin nit alle Dag.
Och sitz zom Zobereite nit immer jet om Daach.
Och broht mer nit zo froge: „Wat eß dat för ‘ne ‚Gang‘?“
Ja wer dat nit kunnt rüche, dä hoht et am Gesang.
Denn deef bes en de Naach eren, do heelten sie sich dran:

Die Wienanz han …

Das Thema:

Schneechaos am Prüfungstag.

von Inge Thoma

Albert Anker: Das Schulexamen (1862)

© Foto: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Albert_Anker_-_Das_Schulexamen.jpg

Oh nein! Nach einer unruhigen Nacht schaute ich entsetzt aus dem Fenster: Alles weiß und dichter Schneefall! Ich liebte Schnee (und tue das auch noch heute), aber doch nicht ausgerechnet an diesem Tag! Die Abi-Klausur in Deutsch stand an. In meinem Kopf tauchten Schreckensszenarien auf: Wie sollte ich rechtzeitig zur Prüfung kommen? Verkehrsstau! Keine Straßenbahn! Nachprüfung? Ich sprang aus dem Bett. Katzenwäsche. In der Küche wartete schon meine Mutter, ebenso aufgeregt. Sie drängte mir noch eine Tasse Kakao (an dem ich mir die Zunge verbrühte) und ein Brot auf. Stiefel, Mantel, Schal, Mütze, Handschuhe und Tasche! Ein Kuss von Mutti, ein: „Du schaffst das!“, das mehr nach Hoffnung als Überzeugung klang – und weg war ich. Drei Straßenbahnen eher – das müsste doch klappen! Schon der Weg zur Haltestelle erwies sich als äußerst mühsam und ich ahnte Böses. Und richtig: An der Haltestelle drängten sich bereits viele schon seit langem Wartende frierend in die Hauseingänge. Da kam meine Klassenkameradin Hannelott durch das Schneegestöber auf mich zu. Was sollten wir tun? Unsere innere Unruhe ließ nur eine Option zu: „Wir laufen!“ 4 Straßenbahnstationen! Und wenn doch noch eine Bahn käme? Die würden wir anhalten, egal, wie! Nun, diese Frage erübrigte sich schnell, als wir an einer nach einem LKW steckengebliebenen Bahn vorbei hasteten. Der Vier-Stationen-Marsch durch Eis und Schnee bedeutete eine echte Strapaze, selbst für unsere jungen 19 Jahre. Jetzt bewies sich die alte Weisheit: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Und das durchaus nicht nur körperlich, wenn wir uns gegenseitig halfen, wenn eine von uns rutschte oder hinfiel.

Japsend und keuchend erreichten wir die Schule – natürlich zu spät! Schon am Eingang kam uns unsere Sekretärin entgegen. „Gott sei Dank! Da seid ihr ja! Na los, ihr schafft das!“ Das hörte ich nun schon zum zweiten Mal, diesmal allerdings weit zuversichtlicher. Mit quatschenden Schuhen eilten wir durch die leeren Flure, die Treppe hoch zum Zeichensaal. Wir schälten uns aus den durchnässten Sachen, klopften, traten ein – und schauten in 14 erleichterte und zugleich mitleidige Gesichter. „Schön, dass ihr da seid. Ihr habt noch nichts verpasst. Das Procedere kennt ihr ja“, begrüßte uns unsere Deutschlehrerin und wies uns an unsere Tische mit den Aufgabebögen.

Kurz darauf klopfte es. Herein kam die Sekretärin mit zwei dampfenden Bechern Tee und einem Beutel. Heraus nahm sie – das durfte doch nicht wahr sein: zwei Paar handgestrickte Wollsocken, Größe Hausmeister! Erst ein zaghaftes, dann allgemeines Klatschen! Danke! Danke! Die angespannte Prüfungsatmosphäre löste sich. Das Raumklima erwärmte sich spürbar durch die menschliche Anteilnahme. Ich bin sicher, das kam uns allen zugute. Während meine Hände an dem warmen Teebecher und meine Füße in den warmen Wollsocken auftauten, vertiefte ich mich in mein Thema: *Gesang der Elfen, Faust II von Goethe* – „Wenn sich lau die Lüfte füllen...“ Wie überaus passend bei dem Wetter draußen!

Nun, wir alle schafften unser Abitur und noch heute, Jahrzehnte später, erinnern wir uns bei unseren regelmäßigen Klassentreffen gern mit wohligem Gruseln an die chaotischen Umstände bei unserer Deutsch-Klausur.

Das Thema:

Alles Walzer! – Oder doch lieber Latein?

von Susanne Rönnau
und Heike Pohl

Wenn das Wörtchen „Schule“ fällt, muss man gedanklich nicht unbedingt auf einer Schulbank und im Mathematikunterricht oder der Lateinstunde landen. Und auch wenn es bei dieser anderen Art von Schule ebenfalls um Zahlen geht, so werden sie hier weder addiert, subtrahiert noch multipliziert – sie werden ganz einfach getanzt.
Rück- und Platz- und Wechselschritt und Rück- und Platz- und Wechselschritt: Beim Tanzen passiert eine ganze Menge mit demjenigen, der tanzt und zwar mit seinem Körper und mit seinem Kopf. Tango, Foxtrott, Rumba, Jive & Co. schärfen die Aufmerksamkeit, erhöhen die Konzentration, und während die Füße der Tänzerinnen und Tänzer sich in Schrittfolgen und synchron zu Musik und Rhythmus bewegen, folgt der Rest des Körpers kleinsten Bewegungssignalen des Tanzpartners und bildet mit ihm – im Idealfall – eine Einheit.
„Eins, zwo, drei, vier, fünf, sechs, sieben ...“, mit klarer, freundlicher Stimme in rhythmischer Folge gibt der prominente Wiener Tanzlehrer Thomas Schäfer-Elmayer seinen Schülerinnen und Schülern den Takt vor. Adrett gekleidet, die Wangen gerötet und deutlich unsicher in Takt und Bewegung, so folgen die jungen Frauen und Männer der Stimme ihres Lehrers.

Die Tanzschule Elmayer in Wien ist eine über 100 Jahre alte Institution und – wenn man so will – über das Tanzen hinaus eine Art „Online-Dating“ vergangener Zeiten. In Wien ist es noch immer Tradition, mit sechzehn Jahren einen Tanzkurs zu besuchen.
400 Euro kostet das sogenannte Tanzleistungsabzeichen samt Zertifikat für moderne Umgangsformen.
Denn auch mit der Etikette, mit Benimmregeln und Manieren befasst man sich hier.
Es geht um Einfühlungsvermögen und Menschenkenntnis, darum Kontakte herzustellen, mit anderen ins Gespräch zu kommen, Konversation zu betreiben, um Tischsitten, darum wie man sich begrüßt, einander vorstellt, sich anredet, um Kleidung, Auftreten, und Stil.
Die renommierte Wiener Tanzschule, ja Tanzschulen überhaupt, sind eine Adresse für Menschen, denen es auch oder besonders in Zeiten verrohender Sprache, mangelnden Anstands und vernachlässigter Garderobe, neben dem Tanzen, um guten Stil und einwandfreies Benehmen geht.
Im Programm der Tanzschule Elmayer wird unumwunden auf die Kleiderordnung verwiesen:
In den Jugendkursen sind Jeans tabu und es wird explizit auf die Sauberkeit des Schuhwerks gepocht. Im Dresscode ist klar geregelt: Für Herren gelten Zwirnhandschuhe, Anzug oder Kombination, Krawatte oder Fliege. Für die Damen: Kleid, Kostüm, Rock und Bluse oder der elegante Hosenanzug.

Auf dem Parkett wird auch der als schwierig geltende Linkswalzer trainiert, der bei den vielen Wiener Ballereignissen jeder Saison eine wesentliche Rolle spielt. Aber auch für private Ereignisse wie die eigene Hochzeit oder die im Familienkreis wird geübt. Standard und Latein gehören zum Repertoire und wer sich in den Jugendkursen geschickt anstellt und das entsprechende Interesse mitbringt, der erhält eine Chance,

Teil einer der Tanzformationen zu werden und gemeinsam mit den Ensembles im Rahmen der Wiener Traditionsbälle, oder bei Galaabenden, Konzerten, TV-Shows oder Wettbewerben aufzutreten.

Als das Wörtchen „Schule“ fiel, dachte die Direktorin der Bergischen Residenz Refrath, Susanne Rönnau, auch nicht an muffige Klassenzimmer und an lange, mitunter furchteinflößende Gänge, sondern an die Tanzschule.
„Tanzen – ich glaube, den Tanz kann ich als die erste große Liebe meines Lebens bezeichnen. Getanzt habe ich schon, seit ich laufen kann, hat meine Mama immer erzählt. Sicherlich ein Grund dafür, dass ich schon als ganz kleines Mädchen ein Faible für Röckchen, Kleidchen und Schühchen hatte. Für die ‚Schühchen‘ gilt das im Übrigen noch heute“, erzählt sie augenzwinkernd und erinnert sich.
„Seit 1962 gibt es ein bedeutendes und beliebtes internationales Tanzturnier in der Schmuck- und Uhrenstadt Pforzheim, wo ich aufgewachsen bin: den Goldstadtpokal. Das war immer eines der gesellschaftlichen Highlights zu Beginn jeden Jahres. Und Karten bekam man für den Festball nur über Vitamin B. Aber meine Eltern gehörten zu den Auserwählten und so saßen wir Kinder vor diesem Event stets zuhause im Flur auf dem Boden und bewunderten jedes Jahr ein anderes Ballkleid unserer Mama, die in diesem Moment für uns wie eine Königin aussah. Die Großeltern waren aus Stuttgart angereist, um auf die Kinder aufzupassen, bis Mama und Papa – meist am frühen Morgen – vom Ball wieder nach Hause kamen.
1977 war es endlich so weit: Ich wurde mit 14 Jahren zum ersten Tanzkurs angemeldet, nachdem ich mit diesem Wunsch meiner Mama vermutlich fast den letzten Nerv geraubt hatte. Aber ein wenig war sie ja selbst daran schuld. Karneval 1977 gingen meine Eltern nämlich als spanisches Paar verkleidet und tanzten bei der Karnevalsfeier des Kirchenchores einen echt heißen Paso Doble. Damit das auch klappte, nahmen meine Eltern über den Winter Einzeltanzunterricht bei Sigrid Kehle, das war *die* Tanzinstitution in Pforzheim und da durfte ich zu diesem Unterricht immer mit. Logisch, dass das Kind anschließend unbedingt selbst auch Profitänzerin werden wollte. Es war die Zeit der Tanzfilme, die von *Saturday Night Fever* und *Grease* mit Johnny Travolta, und *Westside Story* wurde in der Staatsoper Stuttgart aufgeführt.
Also wurde schnell der Grundkurs und dann diverse Fortgeschrittenen-Kurse absolviert. Nebenbei durfte ich als Mitglied in den verschiedensten Formationstanzgruppen mittanzen, u.a. in der Rock‘n Roll-Formation. Schnell trat ich dann im renommierten Schwarz-Weiss-Club Pforzheim ein und trainierte und tanzte, trainierte und tanzte und durfte an vielen Turnieren erfolgreich teilnehmen.
Bis... Bis dann mein Knie und mein damaliger Tanzpartner streikten und leider die Schule (also – die eher muffige mit den vorerwähnten Klassenzimmern) und das Abitur volle Konzentration verlangten. Aber auch nach dem Abi durfte ich noch einige Jahre Gast in der glitzernden Tanzwelt sein. Dank dem oben schon erwähnten Vitamin B war meine Karte für den Goldstadtpokal Jahr für Jahr gesichert. Und Dank meiner Mama, die fantastisch nähen konnte, hatte auch ich jedes Jahr ein neues Ballkleid und fühlte mich ein wenig wie eine Prinzessin. Diese (bestimmt 30) Kleider und mein letztes Paar Tanzschuhe sind bis heute ganz hinten im meinem Kleiderschrank versteckt.
Es war eine Zeit, die ich trotz Tränen, Schweiß, Blasen und kaputten Knien nicht missen möchte, und deshalb sitze ich bei jeder Ausstrahlung von *Let‘s Dance* vor dem Fernseher und tanze in Gedanken mit.“

Der Tanzausweis. Lange ist es her...

In der TV-Show *Let’s Dance* trainieren mehr und auch weniger prominente Zeitgenossen, die allesamt Tanz-Laien sind, jeweils zusammen mit professionellen Turniertänzerinnen und -tänzern. Die Sendung ist das deutsche Pendant zur BBC-Sendung *Strictly Come Dancing,* die in der vom österreichischen Sender ORF produzierten Version *Dancing Stars* heißt.

Und hier schließt sich der Kreis: Thomas Schäfer-Elmayer agiert von der ersten Staffel an als einer der Juroren der Sendung.
Über die Institution Tanzschule und ihre gesellschaftliche Bedeutung sagt der Grandseigneur aus Wien:

Früher Walzer, gestern Rock‘n‘Roll, heute Street Dance

„Weil man natürlich so viele unterschiedliche Menschen kennenlernt, gibt’s eine große Chance, dass man jemanden findet, der genau auf der gleichen Wellenlänge ist. Und deshalb entstehen lebenslange Freundschaften, tiefe Freundschaften, gerade in Tanzschulen, und natürlich auch viele Partnerschaften und auch viele, viele Ehen.“

Das Wichtigste dabei sei, sagt Schäfer-Elmayer, dass die beiden Geschlechter auf neutralem Boden lernten miteinander umzugehen, um im wahrsten Sinne des Wortes keine Berührungsängste zu haben. Schäfer-Elmayer spricht von der Komfortdistanz, die jeder Mensch „eingebaut“ habe. Die müsse im Laufe des Kursjahres erst einmal überwunden werden, so dass eine engere Tanzhaltung möglich sei und man sich miteinander harmonisch bewegen könne.
„Das sind“, sagt der Tanzmeister aus Wien, „Dinge, die auch fürs Leben wichtig sind.“[1]

[1]Quelle: „Liken, daten, löschen – Liebe und Sex im Zeitalter des Internets“, Dokumentation von Constanze Griessler und Franziska Mayr-Kleber, Österreich 2019

Das Thema:

Ende gut – alles gut!

von Adelheid Schneidewind

Adelheid Schneidewind ist Gastautorin aus Berlin. Sie ist 77 Jahre alt und seit 56 Jahren verheiratet. Frau Schneidewind lebt mit ihrem Mann im Norden von Berlin und hat bis zu ihrer Rente als Erzieherin für geistig behinderte Erwachsene gearbeitet. Das Ehepaar hat eine Tochter und zwei Enkelkinder. Adelheid Schneidewind leitet außerdem eine Quiz-Gruppe für Senioren und sie kocht und backt mit Leidenschaft.

Es war das Jahr 1953. Gerade hatte ich die Aufnahmeprüfung zur Realschule bestanden und war glücklich, der Schule im Flüchtlingslager entkommen zu sein. Dort unterrichtete der Lehrer vier Klassen gleichzeitig.
Den weiten Fußweg von fast einer Stunde ging ich gern. Doch schon nach zwei Monaten bekam ich eine schlimme Knochenmarkvereiterung. Vorbei war es mit der neuen Schule. Ich musste für ein halbes Jahr ins Krankenhaus und danach erst wieder Laufen lernen. Nachdem ich den Winter über die Lagerschule besucht hatte, begann ich im neuen Schuljahr erneut mit der Realschule. Hier durfte ich wegen meiner überstandenen Krankheit lange nicht am Sportunterricht teilnehmen. Als ich dann mitturnen durfte, waren meine Leistungen nicht gut.
Ich war sowieso voller Komplexe, da ich im Flüchtlingslager wohnte und die Einheimischen abfällig auf mich herabsahen. Am schlimmsten war es, wenn beim Sport Gruppen gebildet wurden und die Kinder mich nicht in ihrer Riege haben wollten. Ich habe so darunter gelitten, dass ich während der ganzen Sommerferien Angst vor den bevorstehenden Bundesjugendwettkämpfen hatte. Ansonsten war ich eine gute Schülerin und konnte es nicht ertragen, da zu versagen.

Heute sehe ich das anders. Natürlich wollten die Mitschüler gewinnen, aber ich fühlte mich ausgegrenzt und hätte mehr Verständnis erwartet.
Jetzt gehe ich dreimal wöchentlich zum Sport und es macht mir sogar Spaß!

Ein Ausflugstipp passend zum Thema:

Schulmuseum Bergisch Gladbach – Sammlung Cüppers.

Zum heutigen Schulmuseum gehört das ehemalige Schulhaus mit dem Klassenzimmer im Erdgeschoss, in dem der „historische Unterricht“ angeboten wird, und einem zweiten Klassenzimmer im Obergeschoss, das heute für Sonderausstellungen genutzt wird.
In der früheren Lehrerwohnung ist seit dem Jahr 2000 die Dauerausstellung untergebracht. Sie dokumentiert die Geschichte der Volksschulen im Bergischen Land, von der Reichsgründung im Jahr 1871 bis zur Auflösung der einklassigen Volksschulen im Jahr 1968.
Das Museum bietet auf Anfrage Führungen und historischen Unterricht an. → *www.das-schulmuseum.de*

© Foto: https://de.wikipedia.org/wiki/Schulmuseum_Bergisch_Gladbach_-_Sammlung_Cüppers

Hintergrund:

Mein neuer Kalender.

von Dr. Klaus Hachmann

Wie jedes Jahr habe ich meinen Kalender für das angebrochene, neue Jahr eingerichtet. Ich bin darin sehr konservativ, denn ich benutze noch immer einen Kalender aus Papier, in den ich alle meine Termine eintrage. Das mag vielleicht für viele heute im Zeitalter des Handys veraltet sein, aber ich bleibe dabei, denn es hat für mich eine Reihe von Vorteilen. Ich schreibe meine Termineinträge mit Bleistift. Das erlaubt mir alles was mich interessieren könnte einzutragen und jeweils morgens oder am Tage vor dem Termin zu entscheiden, nehme ich den Termin wahr oder radiere ich ihn aus, weil ich keine Lust habe oder etwas Interessanteres tun kann. Außerdem haben diese Terminkalender noch eine Art verkürzte Tagebuchfunktion, also hebe ich sie auf.

Jedes Jahr kaufe ich mir im November oder Dezember zu diesem Zweck einen Leporello-Kalender, der seine merkwürdige Bezeichnung von der Opernfigur des Dieners Leporello des Don Giovanni, der die amourösen Abenteuer seines Herrn in einer langen, gefalteten Liste notiert, erhalten hat.

Bei dieser Einrichtung des Kalenders für das neue Jahr trage ich zuerst alle Geburtstagstermine meiner Freunde und Bekannten ein, um keinen zu vergessen. Dabei merke ich jedes Jahr, dass der Termin meist auf einen Wochentag später als im Vorjahr fällt. Warum ist das so? Ich kann mich nicht mehr erinnern, dass die Erklärung dafür mir jemals einer hat versucht zu lehren, noch dass ich sie dann auch gelernt habe.

Solche Dinge reizen mich. Jetzt will ich das lernen, ich will es verstehen. Ich bin fest davon überzeugt, dass es für jeden im Alter wichtig ist, täglich etwas zu lernen, um den Kopf zu trainieren.

Wir in unserem Kulturkreis unterteilen das Jahr in 52 Wochen mit jeweils 7 Tagen. Das ergäbe 364 Tage pro Jahr. Dann fiele ein bestimmtes Datum immer auf den gleichen Wochentag.

Unser Jahr berechnet sich aber nach dem international fast überall auf der Welt eingeführten gregorianischen Kalender mit Schaltjahren (in Form von alle 4 Jahre einen Februar mit 29 Tagen) aus dem 16. Jahrhundert. Und der richtet sich möglichst genau nach dem Umlauf der Erde um die Sonne. Und solch ein Umlauf dauert 365,24 Tage. Dieser Unterschied zu 364 Tage ist der Grund, dass z.B. die Geburtstage nicht immer auf den gleichen Wochentag fallen.

Wenn ich mir nun die Feiertage bzw. *Besonderen Tage* des neuen Jahres ansehe, muss ich wieder feststellen, dass ich nicht weiß wie ihr Datum berechnet wird. Ich weiß, dass es feste *Besondere Tage* und bewegliche *Besondere Tage* gibt.

Die festen Tage in diesem Zusammenhang fallen immer auf das gleiche Datum im Jahr. Und da das Datum unseres Kalenders vom Umlauf um die Sonne abhängt, werden die festen *Besonderen Tage* vom Stand der Sonne zur Erde bestimmt.

Komplizierter sind die Zusammenhänge bei den beweglichen *Besonderen Tagen*: Sie hängen vom Datum des Ostersonntags ab. Ostern ist der Tag, an dem der gekreuzigte Christus auferstanden ist und damit das wichtigste und älteste Fest der Christen. Und das Datum dieses Tages hängt vom Umlauf des **Mondes** um die Erde ab. Denn Ostern ist der Sonntag der Woche, die nach dem *Frühlingsvollmond* im Jahreskalender liegt.

Was ist nun aber der *Frühlingsvollmond*? Es ist der Vollmond nach Frühlingsanfang. Wann ist aber nun der Anfang des Frühlings?

Es gibt im Laufe des Jahres zwei Tage, an denen der Tag genau so lang ist wie die Nacht; das sind die *Tag-Nacht-Gleiche* eines Jahres. Und deren Lage im Kalender wird wiederum vom Umlauf der Erde um die Sonne bestimmt. Sie haben fast feste Daten: Die *Frühling-Tag-Nacht-Gleiche* am 20. oder 21. März. Die *Herbst-Tag-Nacht-Gleiche* am 23. oder 24. September. Diese beiden *Tag-Nacht-Gleiche* sind definitionsgemäß der Frühlingsanfang und der Herbstanfang.

Wenn wir die Jahreszeiten-Einteilung abschließen, so ist der Sommeranfang der nördlichste Stand der Sonne und der Winteranfang der südlichste Stand der Sonne. Die Daten dieser beiden fast festen Tage: 21. oder 22. Juni und 21. oder 22. Dezember. Sie richten sich also nach den Breitengraden der Erdkugel und der Sonne.

Aus all dem ergibt sich nun die Gliederung unseres neuen Kalenders für jedes Jahr: Wenn wir die *festen Besonderen Tage blau* schreiben und die *beweglichen Besonderen Tage grün*, dann können wir die Gliederung eines Jahres uns schön darstellen und wir haben wieder etwas gelernt oder wiedergelernt.

- Neujahrsfest (1. Januar)
- Rosenmontag (48 Tage vor Ostersonntag und 2 Tage vor Aschermittwoch)
- Frühlingsanfang (20. oder 21. März), kein Feiertag
- Karfreitag (2 Tage vor Ostersonntag)
- Ostersonntag (Sonntag nach Frühlingsvollmond)
- Tag der Arbeit (1. Mai)
- Muttertag (zweiter Sonntag im Mai)
- Christi Himmelfahrt (am 39. Tag nach Ostersonntag)
- Pfingstsonntag (am 49. Tag nach Ostersonntag)
- Fronleichnam (am 60. Tag nach Ostersonntag)
- Sommeranfang (20. oder 21. Juni), kein Feiertag
- Mariä Himmelfahrt (15. August)
- Herbstanfang (22. oder 23. September), kein Feiertag
- Tag der deutschen Einheit (3. Oktober)
- Allerheiligen (1. November)
- Winteranfang (21. oder 22. Dezember), kein Feiertag
- Weihnachten (25. Dezember)
- Silvester (31. Dezember), kein Feiertag

Die Lösung aus dem Rätsel der letzten Ausgabe lautet:

Valentinstag.

Angeblich verdankt er seinen Namen dem italienischen Bischof Valentin von Rom. Vielleicht aber liegen seine Ursprünge auch in mittelalterlichem Liebesgesang und Liebeslyrik?
So oder so – am 14. Februar lassen sich viele Menschen etwas Besonderes einfallen, um ihrem Liebsten oder ihrer Liebsten eine Freude zu machen.
Besonders beliebt ist es, Blumen zu verschenken, was dem Valentinstag auch den Ruf einbrachte, ganz besonders von der Floristenbranche „gefördert“ zu sein. Der Valentinstag erfreut sich einer langen Tradition und gewann bei uns nach dem Zweiten Weltkrieg stetig an Bedeutung.
Bischof Valentin soll ein begeisterter Gärtner gewesen sein und öfter jungen und sichtlich verliebten Menschen, die die Klostergärten passierten, Blümchen geschenkt haben. Sein Sinn für Romantik und Zweisamkeit gefiel wiederum dem Römischen Kaiser Claudius so gar nicht. Der wollte Männer mit Schwertern in den Händen und als Soldaten auf dem Feld sehen und nicht verliebt und mit Blumen in der Hand unter den Balkonen ihrer Auserwählten schmachtend. Das kostete den Bischof den Kopf und bis heute jeden traditionsbewussten Valentinstag-Freund ein paar Cent mehr, als der Florist sonst für eine Rose nimmt.

Foto: Heike Pohl

Rätsel:

Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel-Lösungswort dieser Ausgabe:

Wenn sie sich ungeschlechtlich vermehren, verlieren sie oft ihre kennzeichnende Symmetrie. Sie leben von Alaska bis zu den Aleuten, in Europa wie in Asien, Australien und in Neuseeland auch. Ihr Handelswert macht sie zur Ware, aber lange davor sind sie in ihren vielen Farben und Formen einfach geheimnisvoll und schön.

Die Auflösung des Winterrrätsels aus dem letzten BRR-Journal finden Sie im Text links.

			7				9	6
					2		8	
2					6	1		3
						9		2
6	4			3				
	1	9	3	5				
3		6			7			
7		8		6				4

Sudoku.

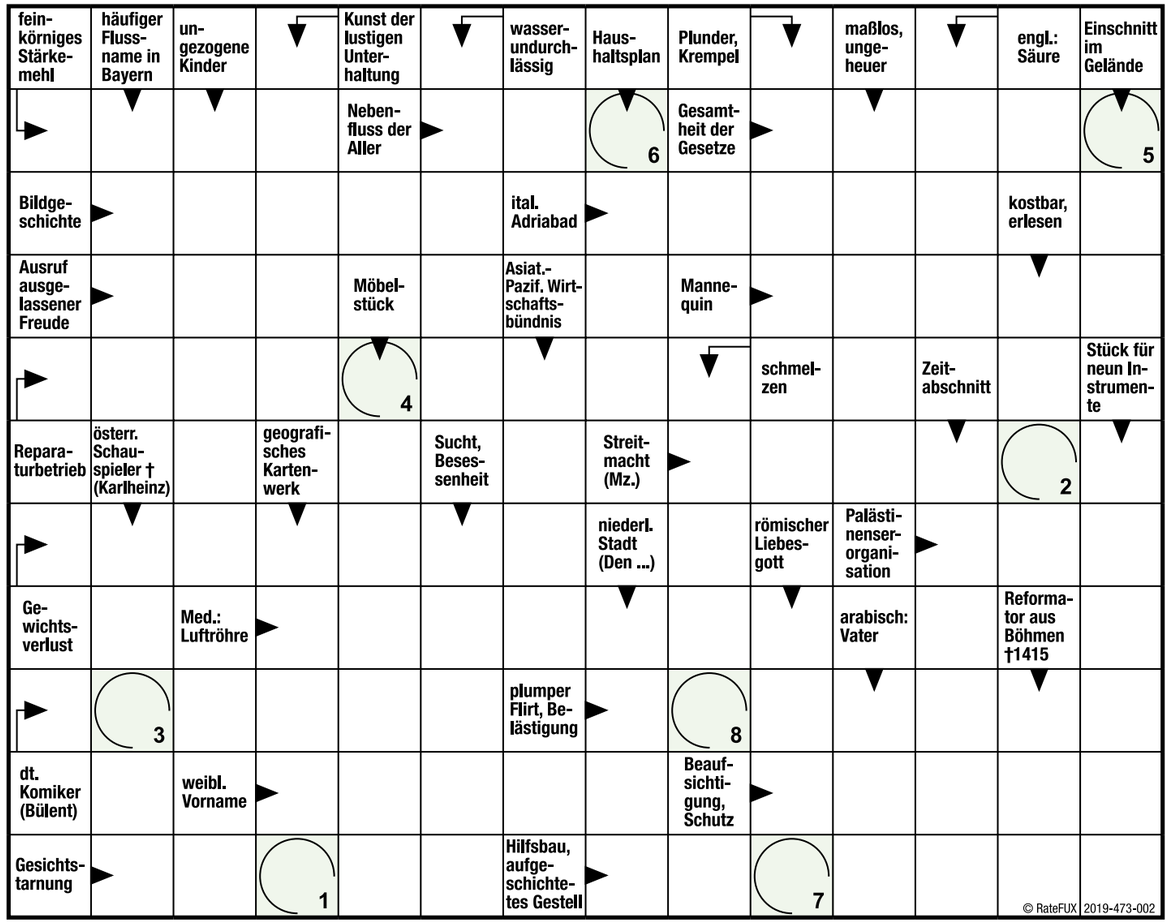
Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel:

In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Das Spiel ist beendet, wenn alle Kästchen korrekt gefüllt sind.

5	8	4	7	1	3	2	9	6
1	6	3	4	9	2	7	8	5
2	9	7	5	8	6	1	4	3
8	3	5	1	7	4	9	6	2
9	7	1	6	2	5	4	3	8
6	4	2	8	3	9	5	7	1
4	1	9	3	5	8	6	2	7
3	5	6	2	4	7	8	1	9
7	2	8	9	6	1	3	5	4

Sudoku-Lösung

Rätsel:



Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8

Gewinnen Sie mit etwas Glück einen der vielen Preise!

1. Preis
ein Gutschein über 20 EUR, von „Wein & Fein“

2. + 3. Preis
jeweils ein Gutschein über 15 EUR
vom Mobilen Buchsalon Wiebke von Moock

4. + 5. Preis
jeweils ein Gutschein über 10 EUR von Blumen Zander

Die Preise werden unter den korrekten Einsendungen verlost. Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem richtigen Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
– Stichwort: „Frühlingsrätsel“ –
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie unter Angabe Ihrer Postadresse eine E-Mail an: info@bergischeresidenz.de

Einsendeschluss ist der 1. Juni 2019.
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH

Die nächste Ausgabe des Journals der Bergischen Residenz erscheint im Juni 2019

Die Bergische Residenz Refrath lädt ein:

Aktuelles, Termine, Veranstaltungen.

Frühling auf Sardinien

Mittwoch, 27. März 2019
Einlass 15 Uhr, Beginn 15.30 Uhr
Bergische Residenz Refrath

Schlager-nachmittag

Jürgen Scholz lädt zum Zuhören und Mitsingen ein. Auf dem Programm stehen deutsche Schlager und Evergreens. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Um telefonische Anmeldung wird gebeten unter: 02204 / 929-0.

Freitag, 26. April 2019
Einlass 15 Uhr, Beginn 15.30 Uhr
Bergische Residenz Refrath

Bebilderter Vortrag: Sardinien

Gerhard Riedel – passionierter Hobbyfotograf – präsentiert neue Reiseerlebnisse. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Um telefonische Anmeldung wird gebeten unter: 02204 / 929-0.

Freitag, 24. Mai 2019, 15.30 Uhr
Bergische Residenz Refrath

„Mobiler Buchsalon“

Buchhändlerin Wiebke von Moock besucht regelmäßig die Bergische Residenz Refrath mit ihrem *Mobilen Buchsalon*. Präsentiert werden aktuelle Neuerscheinungen, aber auch Geheimtipps. Dazu gibt es interessante Erläuterungen sowie Leseproben.

Impressum:

Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Herausgeberin: Susanne Rönnau
Chefredaktion (verantwortlich):
Susanne Rönnau
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
heikepohl@yahoo.de

© Fotos: S. 1, 7, 21, 23, 27, 32 123rf.com, S. 5 shutterstock.com, S. 2, 3, 14, 15 Sebastian Niederhagen, S. 28 Heike Pohl, S. 11, 18, 19, 24, 30 Wikipedia, S. 8, 9 Johanna Pofahl, Privatarchiv, S. 12, 13 Doris Leveling, Privatarchiv

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Bergisch Gladbach
HRB 86935
Steuernummer: 204/5711/1882
Sitz der Gesellschaft: Bergisch Gladbach

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

© Bergische Residenz Refrath 2019

© Foto: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/6b/Sardinien_%28275060435769%29.jpg

SO SCHLAFEN WIR HEUTE
• Bettkomfort für Senioren
• Erholung im Schlaf

Komfort-betten mit besten Matratzen

Sportplatzstrasse 8
51491 Overath-Untereschbach
<direkt neben dem Hit-Markt>
Telefon 02204-426667
www.schlafstudio-siebertz.de

Schlafstudio Siebertz

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

Schule.

www.bergischeresidenz.de